■ Das Recht der Gewöhnlichkeit

Kaspar Maase, Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur, hg. v. Anke te Heesen, Reinhard Johler, Bernhard Tschofen. Mit einem Nachwort von Brigitta Schmidt-Lauber (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; Bd. 111), Tübingen (Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.) 2011, 347 S., 23,00 €

Das Recht der Gewöhnlichkeit ist ein ungewöhnlich gut lesbares Buch, nicht nur weil sein Verfasser ungewöhnlich denkfreudig ist, sondern auch ungewöhnlich unterhaltsam schreibt – mit eigenwilligen Formulierungen, schnittigen Themenwechseln und Reflexionen über eigene Denkbewegungen, die ohne große Inszenierungen einfließen: »Jede/r Kulturanthropologe/in (ich bin keiner) vermöchte auf Anhieb fünf Motive zu nennen, warum Fahrrad oder S-Bahn in ihrer heutigen Verfassung kein funktionelles Äquivalent zu Intimität und Befriedigungsvielfalt selbst des im Stau steckenden PKW bilden«. Mit diesem Satz beispielsweise bringt Maase seine Kritik an der Kurzsichtigkeit intellektueller Rationalität auf den Punkt.

Das Recht der Gewöhnlichkeit ist eine zu seinem 65. Geburtstag publizierte Sammlung ausgewählter Aufsätze aus dem Zeitraum von 1993 bis 2006. Sie sind drei großen Themenschwerpunkten zugeordnet: »Amerikanisches«, »Populäre Praktiken« und »Alltagserfahrungen«, wobei die beiden letzten Begriffe den Kern der unter ihnen zusammengestellten Beiträge nicht unbedingt treffen: Es geht eher um konzeptionelle Überlegungen – auch wenn sie in empirische Studien verpackt sind –, nämlich um die schwierigen Beziehungen zwischen Intellektuellen und populärer Kultur. Gegenstand von Maases Überlegungen, die mit Konzepten der Akteurszentriertheit, dichten Beschreibungen und Kontextualisierungen charakterisiert werden können, sind populare und populäre Kulturen: das Radio, die Schlurfs und die Halbstarken, Elvis Presley und der Rock'n'Roll, »Schundliteratur« und der Genuss des Konsums, der Wilde Westen im Film und die Frage, wie man den Habitus von Jugendlichen, den

Wunsch nach Unterhaltung und das verallgemeinerte Wissen über saubere Toiletten bei MacDonalds analytisch fassen kann.

Maases grundlegende Perspektive ist auf die »popularen Traditionen der Suche nach dem Schönen und nach ästhetischer Erfahrung« gerichtet, auf die Versuche, einer fremdbestimmten und belastenden Welt Glück und Sinn abzuringen. Seine Aufsätze lassen sich als Konzeptdiskussionen lesen: Er stellt fest, dass nicht nur Top-down-Modelle oder Down-top-Modelle, nicht nur Übermächtigung oder Aneignung, sondern auch »Kreolisierung«, die Mischung von Aspekten verschiedener Kulturen, aber auch verschiedener Praktiken, der Akzeptanz und Kommerzialisierung sowie der Aneignung und Opposition zusammenkommen. Kreolisierung muss nicht nur aus zwei Polen gemischt sein, da geht Maase über die meisten Kreolisierungskonzepte hinaus: Er sieht in Aneignung und eigene Produktion (von Hip-Hop-Musik beispielsweise) wie auch in Aneignung und Konsum (von Hip-Hop-T-Shirts) gleichermaßen Praktiken zur Realisierung von Glücksvorstellungen.

Die Studien zu Amerikanismen in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit bestechen durch den Blick auf Deutungspluralitäten und -auseinandersetzungen. In »Wie deutsch ist Elvis Presley, wie amerikanisch die Amerikanisierung? Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Überlegungen zum Spiel der Amerikanismen« analysiert Maase Cool Jazz und Free Jazz als Zeichen eines »französischen«, sollte heißen kulturvollen »akademischen« Jugendstils »oppositionell gestimmter Oberschülerinnen und Oberschüler« (eine in ihrer Mischung aus Ironie und Vielschichtigkeit typisch Maasesche und gelungene Formulierung), Elvis Presley dagegen und Rock'n'Roll als »Halbstarkenkultur« der Volksschüler – Lässigkeit gegen den Rest der Welt. Anhand dieser (Um-)Deutungen und Aneignungen von aus Amerika stammenden Musikrichtungen stellt Maase Überlegungen zur Mehrdeutigkeit kultureller Symbole an. Aus einer akteurszentrierten Perspektive kann man die Musikrichtungen als Konkurrenzen von Oppositionskulturen deuten, aus einer symbolzentrierten als einen »international offenen Spiegelsaal«, sprich als Bild- und Sprachsysteme, derer man sich bediente, deren Teil man aber auch war, an deren Konstituierung man mitbastelte aller Opposition zum Trotz.

Im für seinen Ansatz besonders ergiebigen Aufsatz »›Der Feind, den wir am meisten hassen …‹ Über gutes Leben, Intellektuelle und den Unverstand der Massen« geht es Maase um die historischen Beziehungen zwischen Intellektuellen und Volk – oder um den »Krieg der Utopier gegen die Schlaraffen«. »Der Feind, den wir am meisten hassen, das ist der Unverstand der Massen« war eine der Losungen, die 1896 den Saal des Gothaer SPD-Parteitags zierten. Maase greift sie auf, um die intellektuelle Kritik am Massenkonsum in einer Mischung aus Kontextualisierungen und Analogien, historischen Einordnungen und mit Bezug auf Detailstudien zu historisieren. Er analysiert die Praktiken (linker) Konsumkritik des 19. und vor allem 20. Jahrhunderts als Folge einer sich seit dem 17. Jahrhundert etablierenden neuen Beziehung zwischen Wissen, Macht und Volk, als Folge der Durchsetzung einer mit wissenschaftlichen Erkenntnissen legitimierten Erziehungshaltung gegenüber dem »realen Volk« und den »empirischen Wünschen der Klassenindividuen«. Mit dieser Erziehungsaufgabe legitimierten die Intellektuellen sich selbst. Jedoch geht es Maase nicht um eine Kritik an intellektueller Überheblichkeit, sondern um die Frage, wie die Hegemonie intellektueller Werte und Sichtweisen historisch und gesellschaftlich analysiert werden kann – wie der intellektuelle Habitus in Untersuchungen zur Populär- oder Gemeinkultur wirksam wurde und weiterhin bleibt. Maases Studien sind Vorschläge zur Analyse von Populärkultur, die die Funktionsweisen moderner Wissens- und Wissenschaftsgesellschaften einbeziehen und reflektieren.

Im Beitrag »›Stil‹ und ›Manier‹ in der Alltagskultur – Volkskundliche Annäherungen« zeigt Maase unterschiedliche Forschungsperspektiven am Beispiel der Konzeptionalisierung der Begriffe »Stil« und »Manier« auf. Stil definiert Maase als eine Praktik aktiver Unterscheidung, abgegrenzt zu anderen Stilen und zu unauffälliger, »normaler« Symbolkommunikation. Sein Beispiel sind die Schlurfs, eine Jugendsubkultur im Deutschland der 30er Jahre, die »proletarische« und »Halbwelt«-Elemente verband. Gegen ein Verständnis von Alltagskultur als Defizit zur Hochkultur: trivial, monoton, eskapistisch, banal, hässlich usw. habe sich ein romantisierender Blick auf Volkskultur als Gegendiskurs entwickelt, als Ursprüngliches und Antibürgerliches. Der Stil der Schlurfs ist als eine symbolische Inszenierung von Abweichungen gegenüber herrschenden Werten des Systems, in diesem Fall als Distanz zu Fabrikarbeit interpretiert worden. Dieser romantisierende Gehalt des Stils, das heißt sein Ausdruck von Widerständigkeit, ging mit der Pluralisierung und Kommerzialisierung von Jugendkulturen verloren. Die sozialwissenschaftliche Kritik an der Kommerzialisierung ist mit dem Begriff Manier oder Manierismus formuliert worden: Autonomer Ausdruck stand nun gegen Effekt und Markt, Stil gegen Manier. Manier hat, so Maase, etwas Wertendes und drückt das Beleidigtsein der Intellektuellen aus, denen in der Pluralisierung der Stile die Deutungshoheit, die Analyse von Ausdruck und Botschaft und damit die eigene Notwendigkeit abhanden gekommen sei. Stil habe als Konzept produktiv gewirkt, es bestehe aber die Gefahr, sein Interpretament als Ausdruck und Botschaft zu essentialisieren. Gegen intellektuelle Befindlichkeiten auf der einen und gegen eine Interpretation als Ausdruck der Verfasstheit der Gesellschaft auf der anderen Seite hebt Maase auf die populären Traditionen der Suche nach dem Schönen und nach ästhetischer Erfahrung ab und auf Praktiken um ihrer selbst willen.

Maases Referenzgruppen sind in erster Linie Männer und männliche Jugendliche. Dass diese auch aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive zu betrachten sind, führt er in seinem Beitrag »›Lässig‹ kontra ›zackig‹. Nachkriegsjugend und Männlichkeiten in geschlechtergeschichtlicher Perspektive« vor, der der Relationalität alltäglicher Vergeschlechtlichungspraktiken Jugendlicher in der deutschen Nachkriegszeit gewidmet ist. Maase analysiert unterschiedliche Männlichkeitsmodelle, die sich nicht nur im Gegensatz zueinander, sondern auch relational zu weiblichen Figuren entwickelten. Maase weist auf die Gefahren zu schneller Zirkelschlüsse hin: Der lässige Mann war nicht einfach ein Reflex auf den Legitimitätsverlust des soldatischen Manns durch den verlorenen Krieg, zumal dessen Attraktivität nicht schlagartig aufhörte, möglicherweise gerade wegen seiner Abwesenheit. Auch sei der lässige Mann (oder der Attraktivitätsverlust des zackigen Manns) ebenso wenig ein einfacher Reflex auf die starken Mütter, die das Überleben der ersten Nachkriegsjahre meisterten. Maase betont das Spektrum an Möglichkeiten, das sich in diesem Zusammenhang bot. Nicht nur Mütter, auch Töchter, die für »lässige« amerikanische Soldaten schwärmten, spielten eine Rolle in der Entwicklung von männlichen Verhaltensweisen. Eine empirische und ausführliche Analyse der von den Heranwachsenden der Nachkriegszeit angeeigneten Geschlechterpraktiken stehe, so Maases Fazit, noch aus. Trotz der spannenden und weiterführenden geschlechtergeschichtlichen Überlegungen dieses Beitrags bleibt die Konzentration auf Männlichkeiten in den meisten seiner Aufsätze eine unhinterfragte Voraussetzung und wird damit zu einem Manko – und zwar nicht, weil er Frauen »vergessen« hat, sondern weil sein eigenes populärkulturelles Konzept die Deutungshoheiten männlicher Praktiken, Symbole, Akteure und Forscher in ihrer Vieldeutigkeit, in ihren Aneignungsweisen und ihrer Relationalität zu analysieren

erforderlich machen würde – und damit auch geschlechtertheoretisch.

Die kulturanthropologischen Überlegungen Maases sind nicht nur für Sozialanthropolog/innen, Kulturwissenschaftler/innen oder Zeithistoriker/innen, die sich mit Jugendkulturen des (westlichen) Europas und Amerikas moderner oder postmoderner Welten beschäftigen, amüsant und anregend; »das Recht der Gewöhnlichkeit« bietet grundlegende Überlegungen für die Erforschung von Alltags- oder Gemeinkulturen. Das Nachwort von Brigitta Schmidt-Lauber wird dem leider nicht gerecht. Es wiederholt im wesentlichen Maases intellektuell anregende Überlegungen in einem erklärenden Stil (sic!), den seine Beiträge nicht nötig haben, und bezieht sich ohne Verweise auf Texte, die nicht im Buch abgedruckt sind. Das ist bedauerlich.

Dietlind Hüchtker (Leipzig)